



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine neue deutsche Rechtschreibung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sine neue deutsche Rechtschreibung.*)

Diese Schrift führt die Sache eines im Laufe des letzten Sommers zusammengetretenen „Vereins zur Einführung einer einfachen deutschen Orthographie“ mit dem Wahlspruch: Für jeden Laut ein Zeichen, und da ihr Gegenstand in der letzten Zeit viel besprochen worden ist, so geben wir einen ausführlichen Auszug aus den Abschnitten, die sich überhaupt zusammendrängen lassen. Wir bemerken aber im Voraus, daß wir eine Reform auf diesem Gebiet nicht für so dringend und nicht völlig in dem Maße für nothwendig halten wie der Verfasser, den wir nun reden lassen.

Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Gesetze für eine Verbesserung der deutschen Rechtschreibung festzustellen. Die historische Begründung einer solchen mißlang, weil das Leben der Sprache ein unaufhörliches Anderssein ist und der Schluß von dem „So war es“ auf ein „So soll es auch jetzt sein“, unnatürlich und unlogisch war. Wir sind dadurch, daß es ein mittelhochdeutsches Wort „wurken“ gab, nicht gezwungen, erwürken zu schreiben; denn wir sprechen erwirken. Die historische Sprachforschung selbst hat dargethan, daß die Deutschen zu allen Zeiten bemüht waren, phonetisch zu schreiben, d. h. den Laut, nicht etwa die Abstammung, durch entsprechende Zeichen darzustellen, wobei freilich keine Provinz und kein Jahrhundert mit den andern übereinstimmte. Der Buchstabe hat keinen andern Beruf, als den Laut zu malen, wie der Laut den Begriff erklingen läßt, folglich richtet sich der Laut nach dem Begriffe und der Buchstabe, soll er seinem eigensten Wesen nicht widersprechen, nach dem Laute. Eine Rechtschreibung ist um so vollkommener, je mehr sie dieses Gesetz verwirklicht. Aber das phonetische Prinzip stützt sich auf Etwas, das noch nicht existirt. Jeder deutsche Stamm, ja jede Stadt spricht anders, und so müssen wir erst die Sprechung regeln, ehe wir eine allgemein gültige natürliche Schreibung zu erzielen im Stande sind.

*) Die Orthographie nach den im Bau der deutschen Sprache liegenden Gesetzen in wissenschaftlicher, pädagogischer und praktischer Beziehung dargestellt von Dr. F. W. Friede. Bremen, Verlag von F. Kühtmann's Buchhandlung, 1877.

Die Sprachperiode vor dem sechzehnten Jahrhunderte ist als die Zeit der Dialekte zu bezeichnen. Das sogenannte Mittelhochdeutsche ist nur ein Kollektivname für die schwäbischen, also nicht einmal für alle oberdeutschen Mundarten. Die Gesamtsprache, Hochdeutsch genannt, weil sie über allen Dialekten schwebt, ist nicht viel älter als dreihundert Jahre. Vorhanden aber ist sie, genau genommen, noch nicht; denn wir schreiben zwar, sprechen aber nicht übereinstimmend. Auch der gebildete Norddeutsche sagt sprechen, stehen, der Süddeutsche dagegen schprechen, schtehen. Der Franke und Oberfachsle spricht nur im Anlaut schp und scht, im Inlaute sp und st und im Auslaute nach r seht, also Geschenster, erscht, Wurscht, der Schwabe und Alemanne dagegen überall, also Geschpenschter, Geischt, Finschterniß. Am Unterrhein und im Brandenburgischen, desgleichen an der Mittelelbe von Züterbogt bis Delitzsch hört man in Kirche und Schule Tabe, Tott, jut, von Göttingen bis ins Bergische theils Thott, chut, chroß, theils Djott, djut, djroß, in manchen Orten Niedersachsens Gabe, gut, groß neben jehen, jießen, Sieje, und während man in Schlesien Wel, Berg, König und Siek sagt, lauten diese Worte in Oberfachsen Wech, Berch, König, und Siech. In Schwaben wird zwischen g und k nicht unterschieden, und bekränzen klingt wie begrenzen, begleiten wie bekleiden. In Baiern und Schwaben wird pf deutlich ausgesprochen, in Westfranken aber hört man nur das p (Peffer) und in Niedersachsen nur das f (Jeffer). Im Norden haben t und p den harten Laut, im Süden klingen sie wie d und b. Auslautendes t wirft man am Niederrhein meist fort und sagt z. B. statt Obst Obs und statt gebracht gebrach, wogegen es in Sachsen nur bei ist und nicht weggelassen wird. Die hochdeutsche Sprache nimmt an, daß in den Stämmen ch vor s wie k lautet, also Lachs wie Laks, Büchse wie Bükse auszusprechen ist, wie ch dagegen, wenn das s durch Flexion dazutritt, wie in des Dachs, des Buchs, der Nächste. In Franken dagegen sagt man der Näckste, ja sogar pokst statt pochst. Im Norden hat das s den schwachen und das ß den starken Zischlaut, im Süden kennt man keinen Unterschied zwischen den beiden Buchstaben.

Zeigt sich nun schon in der Aussprache der Konsonanten eine große Zerspaltung, so ist dies bei den Vokalen noch viel mehr der Fall. Das a tönt in jedem deutschen Sprachgebiete anders (geradezu abfcheulich das lange a in der Stadt Braunschweig und hier und da in dem benachbarten Hannover), das o variiert vom a bis zum u, das i nähert sich vielfach dem ii, au lautet aa, ae und äe, von einem Unterschied zwischen eu und ei, ö und e ist nur im Norden die Rede. Ferner vermengen sich in einer und derselben Provinz die verschiedensten Aussprachen, und um dem Uebel die Krone aufzusetzen, ist fast kein einziger Dialekt konsequent in der Anwendung seiner eigenen Lautgesetze.

Durchkreuzt wird endlich diese Sprachverwirrung noch durch Verschiedenheiten in der Quantität und im Accent. In Niedersachsen werden Glas, Gras, Bad, Arzt, das, an, von, Stab, Hof kurz, dagegen Magd, Jagd, Spaß, aß, Krebs, Nische, Städte, spuken lang ausgesprochen, in Franken dehnt man diese Kürzen und verkürzt die Längen, was theilweise auch in Obersachsen der Fall ist. Im Fränkischen legt man bei dem Worte Abtheilung den Ton auf die mittlere Silbe, und in Süddeutschland wird in Uniform, Chauffee, Johann, Philippi, Georg die erste accentuirt.

Alles das aber gilt nicht von dem eigentlichen Volksdialekte, sondern vom Hochdeutsch der Gebildeten, welches allerdings von jenem durchdrungen wird. Ja selbst die Grammatiker stehen unter der Herrschaft der Dialekte. Becker gibt als allgemein deutsche Aussprache an: offnes e, dem ä ähnlich, findet sich in Leben, lesen, nehmen, doch nicht in Leben, während man im ganzen Norden mit Einschluß Obersachsens und Thüringens auch Läben sagt. Den langen Vokal in Arzt verlangen Becker, Gözinger und Sanders. Bezzenberger will Tag und Bad kurz gesprochen wissen, Vilmar dagegen lang. Gözinger lehrt: „In allen Mundarten sind die Laute des e (ä und eh) unterschieden; er wußte also nicht, daß man in Westfranken jedes e und sogar das ä, z. B. in Säger unterschiedslos wie eh ausspricht. Leber, dessen Aussprache „Läber“ Becker für provinzielle Verderbung hält, will Gözinger wie Läber ausgesprochen haben. Hermes verzeichnet Wuchs, Quarz, Flöz als Längen, Gözinger auch Warze, im Norden aber lauten alle diese Worte meist kurz. Goltzsch sagt, ee klinge in Meer, Theer, Heer, Speer, Schmeer, Beere, Beet und selbst leer wie ä, während man in Hannover und Braunschweig in diesen Worten eh spricht. Linnig wundert sich, daß man Haken, Spuk, blöken, Laken, erschraf, Ekel und Schartefe nicht mit ek schreibt, da der Vokal in ihnen ja kurz sei.

Es steht also fest, daß wir auch auf diesem Gebiete keine Einheit haben. Das Richtigsprechen muß erst festgestellt werden, ehe man sagen kann: „Schreibe, wie Du sprichst.“ Wie aber ist das zu machen? Eine absolut gebietende Akademie, von welcher die Reform ausgehen könnte, haben wir nicht. Die Umgestaltung und Feststellung der gegenwärtigen Lautsprache kann nur durch den Grammatiker geschehen, der als Richter nach den bestehenden Gesetzen — nicht bloß nach dem Usus — zu entscheiden hat, die er von dem Sprachgeiste empfängt, wenn er dessen Wirken beobachtet. Was aber ist der Sprachgeist? „In der Sprache bilden sich wie in jedem Organismus zweckentsprechende Zustände, die, in den einzelnen Sprachen individuell verschieden, den neu hinzutretenden Elementen als Norm dienen und mit der Bewegung zusammen den Charakter und das Leben der Sprache ausmachen. Unter Bewegung aber verstehen wir die kontinuierlichen Veränderungen, welche durch den täglichen

Gebrauch der Sprache im Denken und Handeln eines Volkes hervorgebracht werden und sich den vorhandenen Bildungen anfügen wie in der menschlichen Seele die neuen Vorstellungen den bereits gebildeten Reihen und Komplexen. Natürlich macht das schon Bestehende als ein fester Organismus seinen Einfluß auf das Hinzutretende geltend, entweder zurückstoßend oder umformend: neue Begriffe (Wörter) bringen neuen Stoff, müssen sich aber in die Form der alten fügen. Auf diese Weise gewinnt der vernunftlose Usus Gesetzmäßigkeit, gleichsam eine höhere Gewalt, die wir durch Sprachgeist bezeichnen.“ Der Grammatiker muß nun jene von ihm durch Beobachtung des Sprachgeistes erkannten Zustände als Gesetze auffassen, die Gesetze dadurch, daß er sie in präzise Worte kleidet, als Regeln zur Erscheinung bringen und so den Usus antreiben, nicht bloß dem Gefühle, sondern dem Verstande zu folgen. Solche Regeln sind dem Verfasser:

„Der Laut ist der vollkommenste, welcher dem Begriffe am Vollkommensten dient, weil die Sprache keinen andern Beruf hat, als unsere Gedanken hörbar darzustellen. Zur Vollkommenheit aber gehört Bestimmtheit, Regelmäßigkeit, Kürze, Wohlklang. Der Laut ist richtig: im Allgemeinen, wenn er auf den natürlichen Artikulationsstellen gebildet, und im Besonderen, wenn er von der Nation nach Form und Bedeutung als richtig anerkannt wird. Für die gegenwärtige Generation ist also nur die gegenwärtige Gestaltung der Sprache das richtige Geistesorgan. Der Laut ist organisch, wenn er zu den gegenwärtigen Formen der Sprache in einem richtigen Verhältnisse steht. Sein Verhältniß zu dem ehemaligen Laute hat für die Gegenwart nur historischen Werth. Wenn die jetzige Generation über einen Laut nicht einig ist, so entscheidet die Majorität, wenn sonst Alles gleich ist, die Minorität aber, wenn sie entweder den Gang des Sprachgeistes für sich hat, oder organischer ist als die überwiegende Lautform, oder zu größerer Bestimmtheit, Regelmäßigkeit, Kürze und größerem Wohlklang führt.“

Wie der Verfasser diese bestimmenden Mittel im weiteren Verlaufe seiner Schrift auf die Laute anwendet, mögen zwei Beispiele aus Dem, was er über die Konsonanten sagt, und zwei aus Dem, was er in Betreff der Vokale wünscht, zeigen.

„Den meisten süddeutschen Dialekten wäre damit gedient, wenn wir die Auslauter im Anlaut ganz fallen ließen und nur b, d, g beibehielten, Babier statt Papier, grumm statt krumm. Andere möchten lieber die Auslauter entfernen und überall p, t, k sprechen. Allein die Majorität hat sich längst für den vermischten Gebrauch der Tenuis und Media entschieden und ihr Botum durch die Schrift rechtskräftig gemacht. Auch hat hier der Usus das Gesetz der Vollkommenheit für sich, da wir die organisch allerdings nicht ganz richtige

Anwendung der Auslauter im Anlaut zu Begriffsunterschieden benutzt haben: backen und packen, Bein und Pein, Dorf und Torf, glimmen und klimmen, Gram und Kram. Aufgeben wäre ärmer werden, und gerade das reicher Werden ist höchste Aufgabe der Sprache. Wir können also unbedingt die Regel aufstellen: sprich b, d, g und p, t, k im Anlaut, wo sie geschrieben stehen“.

„Die Frage über die Verwandlung des g vor e und i in j läßt sich objektiv auf folgende Weise beantworten. Die Umlautung ist zwar organisch richtig, schafft aber eine für die Orthographie höchst störende Inkonsequenz und ist von der Majorität entschieden verworfen. Die Norddeutschen, welche z. B. jegangen sagen, werden allerdings gegangen unbequem finden, aber unbequem ist jedes Ungewohnte, und an die größere Härte gewöhnt sich das Ohr in kurzer Zeit. Dasselbe aber gilt von dem inlautenden g nach e und i und Konsonanten: bewegen, liegen, Berge darf nicht bewegen, liejen, Berje ausgesprochen werden, und so ergibt sich hier die Regel: sprich g an- und inlautend wie g nicht wie j aus“. „G lautet im Norden (Schlesien ausgenommen) auslautend wie ch, im Süden (Westfranken ausgenommen) wie normales k. Darüber läßt sich Folgendes feststellen. Ch ist organisch richtig, wenn und so lange g im Umlaute wie j gesprochen wird (j—ch); da sich aber die Majorität für hartes anlautendes g entschieden hat, ist Berch, Balg, Tach, genuch und dergl. unorganisch (g—k). Für die Umwandlung des g in k spricht also Richtigkeit, Konsequenz und Majorität, und so müssen wir die Regel aufstellen: sprich auslautendes g wie k.“

„Au ist aus u (Hus, Haus), hauptsächlich aber aus ou entstanden und lautet zum Theil noch jetzt wie ou, z. B. schwäbisch in vielen Wörtern: Hous, Bouer, Moul und brandenburgisch überall. Da nun ou natürlicher und bequemer ist und durch Sprechung und Schreibung ou der Umlaut äu zu öu würde, also der durch äu zu bezeichnende Laut eine richtigere Stellung gewänne, so stände zu wünschen, daß wir allgemein das au auf der zweiten und dritten Unterstelle artikulirten; allein die Majorität steht einer solchen Reform zu stark entgegen, und so sind wir gezwungen zu sagen: beginne au auf der ersten, nicht auf der zweiten Unterstelle. — Durch ai und ei hätten wir Begriffsunterschiede darstellen können, z. B. zwischen Saite und Seite, Waise und Weise; allein dies ist lautlich nicht geschehen, und so haben wir die Wahl: ai oder ei. Nach der jetzt herrschenden Schreibung ist der Laut ei (erste und zweite Oberstelle) richtig, etwa wie man ihn in Obersachsen, Schwaben und am Unterrhein hört (wir hätten statt Obersachsen, wo dieser Laut nicht vorkommt, sondern ai gesprochen wird, Ostpreußen genannt), und da ai nicht allein unorganisch und durch seine Breite unmusikalisch ist, sondern auch der Schreibung sehr lästig fallen würde, so haben wir diesmal der Majorität zuwider die Regel aufzu-

stellen: beginne ei auf der ersten und endige es auf der zweiten Oberstelle.“ — „Eu und äu sind durch Umlautung aus au, und eu auch mit aus in entstanden: Haut, Häute, Heu (gothisch hawi) hauen, Leute (althochdeutsch Liuti). Maßgebend für uns kann nur noch die Umlautung sein, und da der Umlaut entweder ei oder oi klingt, so haben wir zwischen beiden zu wählen. Nun entspricht, wenn wir uns a und u als umgelautet denken, ei dem ou (äu, ä = e, ü = i), oi oder öi dem ou (öü, ü = i, also öi), und da der Laut au (ei) die Majorität für sich hat, so müßten wir folgerichtig ei als normal annehmen. Allein die Sprache hat oi und ei logisch verwerthet: Eier, euer, Scheine, Scheune, Eiter, Euter, freien, freuen, zeigen, zeugen, und sie würde als Begriffsorgan durch Aufgeben des oi unvollkommener. Wir müssen uns also für die Regel entscheiden: beginne eu (äu) auf der zweiten Mittelstelle und endige es auf der zweiten Oberstelle.“

Die Möglichkeit einer zweckmäßigen Reform der jetzt üblichen Schreibung, so fährt der Verfasser fort, ergibt sich aus der Betrachtung des deutschen Lautsystems, welches, mit andern Sprachen verglichen, kaum nennenswerthe Schwierigkeiten bietet, und aus dem Umstande, daß in unsrer Rechtschreibung von jeher das phonetische Prinzip gewaltet und eine Schreibung zur Gewohnheit gemacht hat, die keine Revolution, sondern nur eine Reform verlangt, um dem Ideal nahe zu kommen. Dieses hat drei Seiten, eine wissenschaftliche, eine pädagogische und eine nationalökonomische. Das wissenschaftliche Ideal verlangt, daß die Schreibung den grammatischen Verhältnissen der Rede Rechnung trage, daß sie vollständig sei, indem sie die Elemente des Wortes, den Laut (für jeden Laut ein Zeichen), die Quantität (für Länge und Kürze die nöthigen Zeichen), den Accent, den Ton (Zeichen für Höhe und Tiefe), das Wort selbst, die Bildung desselben und die Biegung darstellt, ferner, daß sie organisch sei, d. h. daß nichts sich widerspreche, daß jedes Element zu seinem Elemente und zum Ganzen passe, endlich daß die Schreibung die logischen Verhältnisse berücksichtige, daß kein Zeichen ohne Begriff und kein Begriff ohne Zeichen sei. Nach dem pädagogischen Ideal muß die Schreibung den Bedürfnissen des Lesenden und des Schreibenden beim Lernen genügen, d. h. sie muß in Betreff des Lesens einem allgemeinen Gesetze folgen, aus welchem das Einzelne von selbst hervorgeht, und für keinen Laut zwei Zeichen geben, sie muß sodann bequem sein, d. h. in leicht ausführbaren Zeichen bestehen und nicht zwei Striche erfordern, wo einer genügt. Dem nationalökonomischen Ideal zufolge endlich soll die Schreibung so beschaffen sein, daß möglichst wenig Zeit und Kraft durch Lesen und Schreiben in Anspruch genommen werde. In letzterer Beziehung erinnert der Verfasser daran, daß schon Wolke 1812 darauf aufmerksam gemacht hat, daß die deutsche Nation jedes Jahr zehntausend

Jahre und fünf Millionen Thaler durch Sezen unnützer Buchstaben verschwende. Er schätzte dabei alle Deutschen auf fünfzig Millionen, von denen zwanzig zwei bis sechs Stunden täglich schreiben, und meinte, wenn man auch nur eine halbe Stunde täglich, also zehn Stunden täglich für eine Million annehme und zugäbe, daß von hundert Buchstaben einer unnöthig sei, jährlich 180 Millionen unnütze Buchstaben geschrieben würden. Niemand aber könne füglich mehr als 60,000 Buchstaben an einem Tage schreiben, folglich erforderten jene unnützen Zeichen einen Zeitaufwand von etwa drei Millionen Tagen oder zehntausend Jahren, und da ein so arbeitsamer Schreiber wohl fünfhundert Thaler Gehalt haben müßte, betrügen die Unkosten, dreißig Millionen Bogen nutzlos beschriebenes Papier ungerechnet, wirklich fünf Millionen Thaler. Auch dürfte nicht unbeachtet gelassen werden, daß die Kraft dieser Schreiber nationalökonomisch vortheilhafter verwendet werden könne.

Herr Fricke scheint selbst zu bezweifeln, daß diese Angaben durchweg richtig sind, und für uns versteht sich von selbst, daß sie falsch sind. Dagegen soll nicht geleugnet werden, daß durch Weglassung stummer und unnützer Buchstaben Zeit, Kraft und Geld erspart werden könnte. Noch besser aber läßt sich hören, was unsre Schrift über den pädagogischen Nutzen einer Reform auf diesem Gebiete sagt. „Wie wird dem Schüler die schöne und vermöge des jetzigen Umfangs der Wissenschaften doppelt kostbare Zeit durch endlose orthographische Unterweisungen und Uebungen geraubt und dem Lehrer auch außer dem eigentlichen orthographischen Unterricht durch erschwertes Korrigiren aller möglichen schriftlichen Arbeiten Plage und Sorge bereitet! Und das Alles denke man sich durch die Zahl der Lehrer und Schüler vermilionfacht und noch durch sechs bis acht Schuljahre multipliziert.“

Dem Verfasser entgeht nicht, daß jene drei Ideale nicht vollständig zu erreichen sind, da ihre Forderungen sich oft widerstreiten. Für das wissenschaftliche Ideal haben Bequemlichkeit, Einfachheit und Nützlichkeit, das Praktische überhaupt wenig Werth, ja sie treten ihm beengend und störend entgegen. Das pädagogische Ideal wird durch die Vollständigkeit, die das wissenschaftliche fordert, schwer belastet, und das nationalökonomische steht den grammatischen Forderungen geradezu feindlich entgegen. Leicht ist also die Aufstellung der Gesetze der Rechtschreibung nur da, wo die Forderungen aller drei Ideale übereinstimmen; in allen übrigen Fällen muß ein Ausgleich versucht werden.

Wir geben nun einfach das Wichtigste von Dem, was der Verfasser auf diesem Wege gefunden hat, indem wir den Lesern d. Bl. überlassen, die Begründung seiner Wünsche in der Schrift selbst zu verfolgen. Für die Vokale will er nur acht Zeichen haben, das y soll als bloßer Doppelgänger des i und ü ganz beseitigt werden wie in der spanischen und italienischen Ortho-

graphie. Das ä soll möglichst durch e verdrängt werden. Die Mittellaute ä, ö, ü sind überhaupt zu beschränken, desgleichen muß kein ai mehr, sondern nur noch ei geschrieben werden. Auch das äu sollte wegfallen und an seine Stelle überall eu treten. Als Hauptregel muß gelten: schreibe dem Laute gemäß, berücksichtige aber auch die lebende Verwandtschaft und die Zusammengehörigkeit der Wörter, soweit sie den Lautgesetzen nicht widersprechen, oder: richte dich auch nach der Abstammung, wenn der Laut es erlaubt, oder: der Laut und erst nach ihm die Zusammengehörigkeit bestimmt die Schreibung. Man schreibe p, t, k im Auslaute, wo man es hört, auch wenn dasselbe Wort im Inlaute b, d oder g hat. Also Korp neben Korbes, Kalp neben Kalbes, Bant neben Bandes, Tot neben Todes, Könik neben Königs, Rink neben Ringes. Das Zeichen h wird nur da geschrieben, wo man den Laut h hört; stummes h gibt es nicht. Das ch fällt weg, man ersetzt es entweder durch ein geschriebenes h mit der Schlinge oder setzt ein gewöhnliches h dafür, also Sprache, Bücher statt Sprache, Bücher (!). Man schreibe f, wo man den weichen, und s, wo man den harten Laut hört, folglich fausen, hausen, lesen, aber Füße, heiser, (statt unseres heißer) zerreißen. Vor Konsonanten darf niemals f geschrieben werden, daher ist nicht sprechen, stehen, sondern sprechen, stehen zu schreiben oder vielmehr, da hier bei der Mehrheit das s wie sch klingt, shprechen, shstehen, wie Shtatur, Shtadt, shwarz, shklafisch. In allen deutschen und allen völlig germanisirten fremden Wörtern wird v durch f ersetzt, also: Fater, fon, for, Fers, Falentin, Fitriol, Hannofer, in Fremdwörtern aber durch w, also: Wenedig, Weranda, Wenus, Weto. Das stumme w fällt ganz weg, desgleichen der Digraph ph, es ist demnach Filosofi, Fantasi, Fraße, flegmatisch zu schreiben. Auch das pf durch f zu ersetzen, wäre vortheilhaft, und dieß sollte auf jeden Fall beim Anlaut geschehen und Ferd, Fau, Flicht, Gründe geschrieben werden. Das nasale ng wird in Fremdwörtern ñ geschrieben, in deutschen nicht, also Napoleoñ, Lioñ, Shinjoñ, nicht aber eñherzig, lañ statt engherzig, lang. Das z ist abzuschaffen wie das c. Wenn der Laut ts zu zwei verschiedenen Wörtern gehört, so wird er getrennt, sonst überall z geschrieben, oder mit andern Worten: schreibe z, wo Du z hörst, nur nicht, wenn t zu einem andern Worte gehört als das s, also nicht bloß Herz, sondern auch Räzel, stez, vorwäz, dagegen wie geht's, Hauptsache.

Vom Gebrauch der Majuskel gilt die Regel: nur das Subjekt ist groß, alles Andere aber klein zu schreiben. Die sogenannte deutsche Schrift ist abzuschaffen und durch die allgemeine europäische zu ersetzen. Höchstens könnte sich's fragen, ob die deutsche Schreibschrift beizubehalten wäre, da sie kürzer ist und also einen Fortschritt zum Ideale bezeichnet. (Hier haben uns die vom Verfasser beigebrachten Gründe für sein Verlangen am Wenigsten überzeugt.

Unsere deutsche Druckschrift ist schöner als die europäische, und lernen würde man sie in den Schulen immer müssen, da man die vorhandene Literatur erst im Laufe von vielen Jahrzehnten und die öffentlichen Bibliotheken gar nicht umdrucken könnte.) In Betreff der Quantität kommt der Verfasser zu folgenden Sätzen: Die offene Silbe ist lang, die geschlossene kurz. Die Länge bedarf in der offenen Silbe keiner Bezeichnung, und in der geschlossenen wird sie nicht durch Buchstaben, sondern durch das Längezeichen (—) dargestellt. Dehnungslaute gibt es in der deutschen Sprache nicht. Das Dehnungszeichen ist wegzulassen, wo kein Irrthum stattfinden kann, also z. B. bei Tal, Tor, Fus, Lid, Stab, Krebs. Es wird gesetzt bei Vän und Van (für die Kürze bedarf es keines Zeichens) H̄v und H̄r. Kän und kan dagegen bedarf nur Anfangs und später nur in seltenen Fällen der Bezeichnung, da diese und ähnliche Wörter verschiedenen Redetheilen angehören und im Saße also an ihrer Stelle erkannt werden können. Wie groß die Ersparniß an Zeit und Raum durch Weglassung der Dehnungslaute ist, zeigt schon ein flüchtiger Blick. Die Kürze wird nur durch Schließung der Silbe angedeutet; Doppelkonsonanten in derselben Silbe gibt es nicht. Zwei gleiche Konsonanten nebeneinander gehören stets zu zwei verschiedenen Silben. Man schreibe also künftig from, Sin, Bet, Rok, bei Verlängerung des Wortes aber Fromme, Sinne, Betten, Röße. Auch die Verben unterliegen demselben Gesetze. Wir sollten also nicht fällt, kommt, nennt, scharrt, weckt, schafft, faßt, sitzt, sondern fällt, komt, nent, scharrt, wekt, schafft, fast, sitzt, wohl aber fallen, kommen, nennen, scharren u. s. w. schreiben.

Wir können, was dann über Interpunktion, Accent, Fremdwörter (hier gibt er die selbstverständliche Regel: jede ganze Germanisirung ist sorgfältig zu erhalten, mit dem Zusatz: und die halbe allmählich in eine ganze zu verwandeln) gesagt wird, nicht weiter verfolgen. Dagegen wollen wir noch mit einiger Ausführlichkeit mittheilen, wie Herr Fricke sich die Ausführung seiner Reform denkt. Die dabei in Frage kommenden Personen sind entweder Grammatiker (Gelehrte und Schulmänner) oder Praktiker (Schreibende und Lesende). Alle müssen gehört werden. Wem aber gebührt der größte Einfluß? Den Praktikern fehlt die eingehende Kenntniß der Einzelheiten und der Ueberblick über das Ganze. Das Belehren ist also Sache der Grammatiker, doch dürfen sie dabei keinen Augenblick die Bedürfnisse der Praxis aus den Augen verlieren; denn eine unpraktische Rechtschreibung steht jedenfalls tief unter einer unwissenschaftlichen. Zur Vermeidung dieser Klippe aber sind die Sprachforscher einerseits und die Schulmänner andererseits nicht gleich gut geeignet. „Die gelehrte Sprachforschung (hier unterschreiben wir jedes Wort des Verfassers) hat überhaupt nur die Sache, nicht deren Anwendung im Auge und tritt darum nicht selten in direkten Widerspruch gegen die Forderung der Praxis, des Lebens; im Besondern aber

Grenzboten II. 1877. 37

geht sie ihrer Natur nach leicht in Einseitigkeit über, wie die gesammte jetzige Sprachforschung: sie hält die Form und den Buchstaben für wichtiger als den Laut und Begriff und hat die Abstammung zum Ziele, nicht die Bedeutung. Sie arbeitet für sich, statt für das Leben zu arbeiten“. So wurde ein Mittelglied nöthig, und dieses ist die Schule. Sie verbindet Wissenschaft und Leben zu einem organischen Ganzen, zu einer Sphäre, und steht darum dem einen wie dem andern Pole nahe. So schätzt sie den Buchstaben, aber nur als Diener des Lautes, und den Laut als Diener des Begriffs und stellt die sichere Erfassung des Seins, nicht der Abstammung, der Entstehung als Ziel für das gesammte Streben auf.“ „Das Leben, die Praxis, das Volk wird also unbedenklich und mit tiefbegründetem Rechte den Schulmännern die einflußreichste Stellung einräumen.“

Damit ist die Frage theoretisch erledigt. Aber auch die Erfahrung beantwortet sie wie oben. Selbst Jakob Grimm, der große Denker und unermüdlische Forscher, entging der Einseitigkeit und Inkonsequenz nicht. Er kannte das Altdeutsche, aber das „abgeblichne“ Neudeutsche nicht hinlänglich und hielt jenes für das eigentliche Altdeutsche. Er bemerkte die Mängel unsrer Rechtschreibung und schlug richtige, aber auch unrichtige Mittel zur Abhilfe vor, ja er fand sogar manche Geseze auf, die er als nothwendig und natürlich hinstellte, aber nicht befolgte, sobald sie den gelehrten Bestrebungen entgegenstanden. Er wollte die Abstammung und nur nebenbei den Laut des Wortes darstellen, das aber stand nicht nur mit dem von ihm aufgefundenen Geseze, so zu schreiben, wie gesprochen wird, sondern vornehmlich mit dem Bedürfnisse der Praktiker, der Nation im Widerspruch und barg den Todeskeim seiner Reform in sich. Die große Mehrzahl der Schulmänner, welche nicht zugleich gelehrte Sprachforscher waren, verhielt sich abwehrend gegen dieselbe und beugte sich nur vorübergehend der äußern Gewalt, z. B. in Hannover und Oesterreich. Allein mit Reformvorschlägen wagten sich nur Wenige hervor, und wo es geschah, wurden sie durch die üblichen Fußtritte und Keulenschläge der zu allen Zeiten dünkeltollen und eigensinnigen gelehrten Kritik sowie durch Maßregelungen der Behörden zu Boden geworfen. Dreißig Jahre lang schwebte Deutschland in der Gefahr, eine allmählich toll werdende Orthographie zu bekommen. Daß dies nicht geschah, ist vorzüglich R. v. Kaumer's Verdienst, der stets die Fahne des Fortschritts hochhielt und das Wohl des Volkes im Auge hatte, und dem endlich in gerechter Würdigung seiner Bestrebungen die preußische Regierung die Ausarbeitung eines Reformplans auftrug, welcher später der bezüglichen Konferenz vorgelegt wurde. Damit war der Nation die Gewißheit gegeben, daß auch in dieser Beziehung kein Rückschritt zu befürchten stehe, und diese Hoffnung hat sich annähernd erfüllt. Was aber muß nach unsrer Schrift weiter geschehen?

„Zunächst (man beachte die Anführungszeichen; denn wir sind keineswegs in allen Stücken mit den folgenden Forderungen des Verfassers und am Wenigsten mit seiner tragischen Auffassung der Sache und den von ihm beantragten Gewaltmaßregeln einverstanden) dürfte eine neue Konferenz als konstituierendes Organ zu berufen sein, bestehend aus etwa acht Lehrern (Elementar-, Real- und Gymnasiallehrern), zwei Sprachforschern, zwei Schriftstellern, zwei Zeitungsredacturen, einem Industriellen und einem Buchdrucker. Gewählt dazu können nur Phonetiker werden, da sich die Nation gegen die Historiker bereits aufs Entschiedenste erklärt hat. Die Lehrer müssen ihrer Abstammung nach Nord- und Süddeutsche sein, ihrer Gesinnung nach aber weder Preußen noch Sachsen, Baiern, Württemberger oder Mecklenburger, sondern Deutsche“. — „Sind die Gesetze festgestellt, so muß eine ausübende Gewalt hinzutreten, am Besten die Reichsregierung im Einvernehmen mit allen Einzelstaaten“. — „Sedenfalls wird die Einheit in der Orthographie, wenn auch nicht mit Blut und Eisen, so doch nur mit Gewalt ausgeführt werden können; darüber dürfen wir uns keine Illusionen machen. Das Vertrauen auf guten Willen, erleuchtete Einsicht, echt deutsche Gesinnung u. s. w. erweist sich stets als ein kraftloser Traum, weil die Gewohnheit stärker ist als jene Tugenden“. — „Nach einer vernünftigen Orthographie sehnt sich die Nation vielleicht in noch ausgedehnterem Maße, als sie sich in ihrem ganzen Jahrhundert nach dem einigen Deutschland gesehnt hat (na, na, das heißt doch im Eifer die Backen gar zu voll nehmen), wird ihr aber, sobald sie kommt, einen noch heftigeren Widerstand entgegensetzen als dem endlich wieder erstandenen Deutschen Reiche. Das Alte ist bequem geworden, war es auch noch so unvollkommen, und das Neue schreckt durch die Mühe, welche es Anfangs bringt“. „Jede orthographische Neuerung findet in der Gewohnheit des Auges einen erbitterten, vernunftlosen und eben darum schwer zu bekämpfenden Gegner. Als man anfing, statt zwey, seyn, Huth, Märchen, Kreuz, zwei, sein, Hut, Märchen, Kreuz zu schreiben, hatte die Menge weiter nichts dagegen einzuwenden als: Wie kahl, wie abgeschmackt sieht das aus! — und solche Neuerungen wie Kurfürst, Karte, Kapitän erschienen dem Auge geradezu unerklärlich, während doch Mancher, der vor zwanzig, dreißig Jahren in diesen Ruf einstimmte, jetzt das Auge von Churfürst, Charte und Capitain beleidigt abwenden wird. Nach Richtigkeit, Nützlichkeit, Konsequenz fragt man dabei nicht, sonst würde die hier und da versuchte Schreibung Wirt, Turm, Mut neben Gut, Blut, Hut nicht auf so heftiges Widerstreben stoßen.“

„Aus diesen Erscheinungen dürften die Reformer mancherlei Belehrung zu schöpfen im Stande sein. Erstlich die Mahnung, nicht zu erschrecken, wenn ihnen das nach ihrer eignen Theorie ungeänderte Wortbild real vor die Augen

tritt. Wenigstens darf die Ueberraschung zu keiner Konzession verleiten. Er kommt, sit, empfält wird nach einem Jahrzehnt verständlicher und gefälliger aussehen wie er kommt, sieht, empfiehlt. (Nicht unwahrscheinlich, aber schwerlich die Art, wie der Verfasser auf Seite 150 Speicher, wählt, König, spricht, Brücken, spät und überall geschrieben wissen will.) Dann treibt es uns zu dem Grundsätze, Rundgebungen des Publikums, welche auf den Wahn hinauslaufen: „Das sieht übel aus, läßt sich schlecht lesen“ gar nicht zu berücksichtigen, während dagegen rationelle praktische Wünsche die größte Beachtung verdienen. Endlich aber und hauptsächlich die Ueberzeugung, daß nur eine fundamentale Reform anzupfehlen steht. Der Vorschlag, Einiges zu bessern, ist gut gemeint, aber in Wirklichkeit Verderben bringend“. (Verderben bringend? Warum nur immer solchen Brustton? Und ist der wahre Fortschritt nicht eine Kette von Kompromissen?) — „Unleugbar bringt eine orthographische Reform reale und ideale Unannehmlichkeiten für die Nation mit sich“, „von unüberwindlichen Schwierigkeiten aber darf und kann nicht die Rede sein. Solche Argumente des Kleinmuths verdienen nicht einmal den Zeitaufwand einer Diskussion; man beantworte sie einfach durch den Hinweis auf die stetig entwickelte (also doch nicht auf einmal in die Welt gesetzte) italienische Orthographie und auf die Reform der spanischen und serbischen. Sollte das erstarrte Deutschland weniger wagen und erreichen können als das schwache Spanien und das kleine Serbien? Wir haben mit geringeren Hindernissen zu kämpfen als jene. So trifft uns verdoppelter Tadel, wenn wir zaghaft schwanken. Jenen hätte man achselzuckend sagen können: „Für euch ist es unmöglich, euch mangelt die Kraft“, — wir aber haben keine Entschuldigung, es sei denn das Bekenntniß: Uns mangelt der Muth!“ (Wir glauben nicht, daß der Verfasser mit solchen auf die leere Phrase hinauslaufenden Aeußerungen seiner vielfach guten Sache nützen wird.)

„Mit der Forderung einer fundamentalen Reform ist jedoch die Ausführung nicht zu verwechseln, — die letztere darf und muß allmählich geschehen“, und zwar denkt der Verfasser sich den Gang derselben folgendermaßen. „Der Staat sanktionirt die Gesetze und verordnet ihre Befolgung. Rücksichtlich der Schule wird bestimmt, daß zunächst die Fibel und das erste Lesebuch umgedruckt werden. Mit dem Beginn eines Schuljahres fängt auch die Unterweisung nach dem verbesserten System an. Die neu eintretenden Schüler lernen vorläufig keine andere Schreibung kennen als die natürliche. Finanziell werden also die Eltern von der Neuerung nicht berührt, und den Buchhändlern ist die Neuerung ein halbes Jahr vorher anzuzeigen, damit sie keine weiteren Lehrbücher mit alter Orthographie drucken. Nach fünf oder sieben Jahren darf kein altes Buch mehr gebraucht werden, weder in einer Privat- noch in

einer öffentlichen Schule. Den Beschlüssen der Ortsbehörde bleibt es vorbehalten, im Einvernehmen mit den Eltern eine raschere Einführung zu bewerkstelligen. Alle neuen Auflagen der für höhere Schulen bestimmten Bücher sind, wie die neu erscheinenden Werke unweigerlich nach dem Gesetze zu drucken. Rücksichtlich der übrigen Bücher ist noch eine zehnjährige Frist gestellt; erst nach Ablauf derselben tritt Zwang ein. Das subjektive Belieben findet im schriftlichen Verkehr seine natürliche Berechtigung; in den für die Öffentlichkeit bestimmten Werken würde es Beeinträchtigung des öffentlichen Wohles sein und gegen die Gesetze verstoßen. Ebenso bleibt es Privatpersonen unbenommen, Eingaben an irgend eine Behörde in der alten Schreibung abzufassen; Beamte dagegen haben sich der neuen zu bedienen. Für die periodische Presse gelten folgende Bestimmungen. Anzurathen ist das neue System den wissenschaftlichen Blättern sogleich, den politischen und belletristischen erst später. Das Publikum muß mit der Neuerung zuvor durch die heranwachsende Jugend vertrauter werden. Nach Ablauf von fünf oder zehn Jahren tritt auch hier Zwang ein, damit nicht der Wohlbedenkende gegen den egoistischen Spekulant in Nachtheil geräth. Regierungsorgane werden sofort nach dem neuen Systeme gedruckt. Die Lehrer haben in einer geeigneten Stunde sämmtliche Schüler mit dem natürlichen Systeme bekannt zu machen und es bei den schriftlichen Arbeiten der Oberklassen anzuwenden. In den mittleren dürfte es leicht zu Verwirrung führen. Darüber haben die Schuldirigenten unter Beirath der Lehrer zu entscheiden. Selbstverständlich darf sich kein Einzelner in der einmal bestimmten Klasse davon ausschließen.

Soweit ungefähr die Thätigkeit der Behörden. Von privater Seite dürfte unter Anderm Folgendes zu erwarten sein. Berufene Personen suchen durch mündliche und schriftliche Belehrung das Publikum über die Neuerung aufzuklären und dafür zu gewinnen. Sie bedienen sich im Privatverkehr konsequent der neuen Schreibung. Es bilden sich Vereine zur Durchführung der Reform, welche theils durch methodisch fortgesetzte Belehrung, theils durch Geldmittel da wirken, wo der Kostenpunkt (der beiläufig viel bedeutender sein würde, als der Verfasser anzunehmen scheint) hemmend einwirkt. Subvention vom Staate kann gehofft, aber nicht als durchaus nothwendig gefordert werden. Auch das deutsche Volk hat allmählich das Gebiet und die Macht der Selbsthilfe kennen gelernt.“

Wir können uns, wie angedeutet, mit einem großen Theile der Forderungen des Verfassers einverstanden erklären. Dahin gehören das Verlangen, daß jeder Dehnungsbuchstabe wegfalle, daß die Buchstaben *c*, *ph*, *q*, *x* und *y* aus dem deutschen Alphabet verschwinden, daß künftig Doppelfonanten nur in der Mitte des Wortes nach kurzem Vokal, am Ende eines Wortes oder einer Silbe aber niemals gebraucht werden sollen, und daß die Regel herrschen soll:

offene Silbe ist lang, geschlossene kurz; wo etwa ein langer Vokal in geschlossener Silbe vorkommt, ist er durch das Zeichen — kenntlich zu machen. Andere Wünsche unserer Schrift, z. B. die Einführung der lateinischen Schrift, sowie die Ersetzung der Zeichen für die Mischlaute ä, ö und ü durch ein durchstrichenes a, o und u, die des ch durch bloßes h oder ein solches mit Schleife und die des v durch w gefallen uns nicht. Das durchstrichene a, o und u nimmt sich in der Mitte an den Buchstaben zu schwarz aus und gibt der gedruckten Seite ein Aussehen, als ob sie unrein aus der Presse gekommen wäre. Das ch ist von dem Augenblicke an kein Doppelbuchstabe mehr, wo man es nicht ceha mehr nennt. Warum endlich das w abschaffen, wo das v überall durch f ersetzt worden ist?

Daß die Fricke'schen Vorschläge, mit Abrechnung dieser Ausstellungen sowie einiger anderer, besser sind als die der Berliner Konferenz, scheint uns nicht zweifelhaft. Wir eignen uns in dieser Hinsicht das über letztere auf S. 166—170 unserer Schrift gefällte Urtheil in mehreren Punkten an. Die Zahl der Buchstaben durch Streichung der unnützen ist nicht verringert. Ausnahmen von den Regeln sind nicht getilgt. Es gibt jetzt nicht weniger Regeln. Weder Einfachheit noch Konsequenz sind erreicht worden. Die von der Konferenz empfohlene Rechtschreibung bringt daher den künftigen Schülern keine Erleichterung, wohl aber den jetzt lebenden Erwachsenen Mühe und Last. Viele Dehnungsbuchstaben sind abgeschafft, andere geblieben; aber welche? Das ist erst mit Anstrengung zu erlernen; denn es gibt kein konsequent durchgeführtes Gesetz darüber, so sollen wir Mor, Mos, Los, aber daneben Boot schreiben. Künftig soll geschrieben werden Beet, verheeren, leer, Meer, Schnee, See, Seele, Speer, Thee, Kaneel, Krakeel, Beere, aber Schere, bescheren, Vorber, Kamel. Ferner Sehnsucht, begehren, lehren, Lehrer, mehr, Lehm neben quer, Schmer und Wergeld (vergl. Wehr). Endlich, um Anderes zu übergehen, soll Lied wegen Augenlid, Fieber wegen Fiber das e behalten, nicht aber wieder wegen wider und ebenso wenig Miene wegen Mine. Das Gesetz: Der Laut hat Begriffsunterscheidungen zu machen, und die Schrift keinen andern Beruf, als den Laut zu decken, ist anerkannt, aber durch theilweise Nichtbeachtung wieder wirkungslos gemacht. Wir müssen also jedes einzelne Wort einüben; denn sind auch die meisten Wörter unverändert geblieben, so wissen wir doch nicht, welche. Bei der Abfassung von Schriftstücken müssen wir so lange das neue Wortregister neben uns liegen haben, bis uns die veränderten Wortformen zur Gewohnheit geworden sind, und das wird bei den Meisten erst spät, bei manchem Geschäftsmann aller Wahrscheinlichkeit nach nie eintreten.